

# Die Ehen von Senkenberg.

Kriminalroman von Erich Oberstein.

(6. Fortsetzung.)

„Na, das weiß ich schon, Da brauchen Sie keine Angst zu haben.“

Sie bekehrte Hempel noch bis an die Gartentür. Dort sagte sie: „Wissen Sie auch schon, morgen kommen die Herrschaften aus dem ersten Stock oben zurück. Der Herr Major wird gefahren bei mir und sagte, ich solle die Wohnung insand legen.“

„Soll ich dorthin, sie seien erst kürzlich auf Sommerfrische gezogen?“

„Ja. Aber dem gnädigen Fräulein soll die Luft dort nicht bekommen. Ich glaube, sie werden anderswohin gehen später — der Herr Major redete wenigstens so dergleichen. Vielleicht ist es auch wegen dem, daß ich von dem Gespenst in der Rablischen Wohnung fürchtete und daß ich nicht mehr allein im Hause bleiben wollte.“

Hempel achtete kaum auf das Geschwätz der Alten. Sein fudender Blick war durch die Straße gestilten.

„Gibt es da keinen Wagenstand in der Nähe?“ fragte er plötzlich. „Ich möchte gerne fahren.“

„Der nächste Stand ist ziemlich weit. Aber da schräg gegenüber wohnt ein Fuhrwerksbesitzer, der fast immer ein Gefährt zu Hause stehen hat. Ich habe es neulich auch für Dr. Richter geholt — wenn Sie wünschen.“

„Nein, danke. Ich kann ja selbst hinfahren gehen“, sagte der Detektiv rasch. „Wohin, Frau Moser?“

Diesmal hatte seine Vermutung ihn also nicht getäuscht: er wußte nun, wie Richter auf die Bahn gekommen war. Und das hatte er mit seiner Frage bezweckt.

„Es läßt mir nun einmal keine Ruhe“, dachte er, hastig über die Straße dem bezeichneten Hause zurechtlaufend, „ich muß wissen, ob er damals auch wirklich abgereist ist? Schließlich könnte er sich ja immer noch schon vorher einen zweiten Torschlüssel haben lassen.“

Ein glücklicher Zufall wollte es, daß er nicht nur wirklich ein Gefährt in Bereitschaft fand, sondern auch denselben Kutscher bekam, der Richter nach dem Südbahnhof gefahren hatte.

Der Mann erinnerte sich der Fahrt ganz genau, da er den jungen Sprachgelehrten ja vom Ansehen kannte und außerdem ein glänzendes Trinkgeld erhalten hatte.

„Durch unauffällig und geschickt gestellte Fragen brachte Hempel heraus, daß Dr. Richter in der Tat ein Bille gelöst und fünf Minuten später mit dem aus Kärnten kommenden Hilgung weitergefahren war.“

Der Kutscher war nämlich am Bahnhof geblieben, um gleich etwaige Passagiere mitnehmen zu können, hatte aber keine Frühe bekommen und von seinem Kutscherbus aus durch die Gassen der Halle einen Teil des Perrons übersehen können.

Trotz all dem gab sich Hempel in seinem Innern noch nicht ganz zufrieden. Das einmal erwachte Mißtrauen wollte nicht zur Ruhe kommen.

So entschloß er sich zu einem letzten Schritt. Er gab ein Telegramm an die von Richter angegebene Adresse auf — in dem er anfragte, wann Dr. Richter nach Graz zurückkehre. Ein Postkollege wußte ihn in einer wissenschaftlichen Angelegenheit um sein Urteil zu fragen.

Nun wußte es sich ja zeigen, ob die Wiener Adresse richtig war. Er bezog die Rückantwort und begab sich dann nach seiner Wohnung, wo er die Hausbesorgerin verständigte, daß er ein Telegramm auf den Namen „Dr. Richter“ erwarte.

Zwei Stunden später lag die Rückantwort vor ihm.

„Kann wegen Krankheitsfall in der Familie erst in einer Woche in Graz eintreffen. Wenn dringend, bitte um briefliche Darlegung.“

„D. Richter.“

Nun war es klar: Silas hatte eine falsche Spur verfolgen wollen. Dr. Richters Angaben entsprachen der Wahrheit, er hatte wirklich die Adresse, zurückgenommen, die angebene Adresse war keine fingierte gewesen.

Welches Glück, daß die Sache sich so rasch aufklärte und ich keine Zeit dabei verlor“, dachte Hempel.

Dann beschloß er, Wasmut aufzusuchen, ihn von dem Einbruch in der Rablischen Wohnung zu verständigen und seine Ansicht darüber zu hören.

Auch der Zettel, den er bei den Ohrringen gefunden hatte, ließ ihm keine Ruhe. Da sie ausdrücklich als „Eigentum“ Eislers bezeichnet waren, mußte er doch irgend eine Aufklärung darüber geben können?

VII.

Es war inzwischen Abend geworden. Im Bureau war Wasmut sicher nicht mehr. Hempel suchte ihn also in seinem Heim auf, hörte dort aber von der Wirtschafterin, daß ihr Herr mit Bekannten im Restaurant „Thalia“ sei.

Das war ärgerlich. Inzwischen —

„Sprechen mußte er ihn heute noch!“

Er machte sich also auf den Weg nach der Stadttheater-Restaurations, wo er den Untersuchungsrichter wirklich im Freundeskreis antraf.

Während die Herren zusammensetzten, um ihm Platz zu machen, glitt Hempels Blick gerührt über die vollbesetzte Gläserwand hin.

Wichtig sagte er. War nicht weit von ihrem Tisch entfernt sah eine kleine Gesellschaft von vier Personen: Ein älteres Ehepaar, ein jüngerer, sehr schneidig und vornehm aussehender Herr von militärischer Haltung, und — Melitta v. Brantow!

Ja, sie war es wirklich. Ihre blauen Mädchenaugen, die gelangweilt herumzirkelten, begegneten jetzt den seinen. Sie judete kaum merklich zusammen und erzählte dann tief.

Wasmut, der Hempels Blick gefolgt war, lächelte.

„Ah — Du hast sie auch gleich entdeckt“, flüsterte er ihm zu. „Wirklich ein Prachtstück, das muß man sagen. Aber... la donna è mobile...!“

„Was meinst Du damit?“

„Na... daß sie offenbar ihre höchst überlebensfähige, sich mir als „Brant“ Eislers vorzustellen, eingesehen hat und sie nun... gutzumachen hat.“

„Ich verstehe Dich noch immer nicht!“

„Wirklich? Und ein Blinder kann doch sehen, daß der Anbeter an ihrer linken Seite nicht das Aussehen eines hoffnungslosen Liebhabers hat!“

„Unmöglich!“

„Was?“

„Das sie...“ Hempel starrte verwirrt nach dem Tisch hinüber, an dem Melitta, die sich wieder ganz gefaßt hatte, nun wirklich mit liebenswürdigem Lächeln der Unterhaltung ihres Nachbarn zu lauschen schienen.

War es denn möglich? Er sah sie noch im Geiste vor sich, wie sie mit tränenlosen Augen wenige Tage zuvor vor ihm gestanden und von ihrer Liebe zu Eisler gesprochen hatte, die nichts je ertöten und kein Widerstand besiegen könnte... wie sie sagte!

Was war inzwischen geschehen? Hatte irgend etwas ihren Glauben an seine Unschuld erschüttert?

Aber auch dann! Auch dann! Man wirt sich doch nach solch graufamer Enttäuschung nicht Ladend dem nächsten Anbeter in die Arme!

Melitta v. Brantow wenigstens schien ihm nicht aus diesem Holz geschnitten.

„Wer ist denn der Mensch überhaupt?“ fragte er nach einer Pause.

„Ein Herr v. Kreuzen, Besitzer der Herrschaft Schwandau bei Buchenberg. Darum hat er, der Alte, offenbar dort Sommerfrische genommen. Wie eben vorhin an unserem Tisch erzählt wurde, bewirbt sich Kreuzen schon lange um die schöne Melitta, und Papa Brantow, der außer dem kleinen Haus in der Berggasse nur seine Pension hat, setzte sich von Anfang an lebhaft für die Verbindung ein. Uebrigens begreiflich. Kreuzen ist Millionär, von Adel und dienste feiner als Leutnant bei den Dragonern. Eine ganz passende Partie also für die schöne Melitta.“

„Aber sie! Wie kann sie jetzt gerade jetzt? — Nein, ich glaube es nicht!“

„Bedenke ihre Lage: Sie hatte eine heimliche Liebschaft mit Eisler. Jemand etwas fider da doch immer bei aller Vorliebe in die Dessenhaftigkeit durch. Und durch ihren unüberlegten Besuch bei mir, und die dabei im ersten Sturm des Mißtraus abgeobenen Erklärungen hat sie sich heillos kompromittiert. Dann kam der Rückschlag. Sie begriff — oder man machte ihr begrifflich, was sie getan. An Eislers Schuld glaubt heute die ganze Stadt — wenn sie nicht will, daß man spöttlich mitteilend mit den Fingern nach ihr zeigt. So gibt es nur einen Weg, den Leuten die Mäuler zu stopfen: sich ehemöglichst mit einem andern zu verloben. Man kann dann dreißig behaupten, das Uebrige war — Naivität gewesen.“

„Das wäre ebenso niedrig und feil, wie Fräulein v. Brantows erstes Eintreten für Eisler hochherzig gewesen ist!“

„Ach — Du siehst, daß sie es tut. Vielleicht half gezwungen und innerlich widerwillig — aber doch tut!“

Hempel versank in düsteres Nachdenken.

Er war Junggeselle und hatte nie besonders viel von Frauen gehalten. Aber er war auch darin Idealist. Was er der Mehrzahl nicht zutraute, das erwartete er in ihm so höherem Maße von einzelnen Ausnahmestücken: Tiefe, Charakter und Güte!

Sin und wieder waren ihm solche Frauen begegnet im Leben. Seine eigene Mutter, der er eine wohlhabend schwärmerische Liebe über das Grab hinaus bewachte, hatte den Reigen eröffnet.

Und Melitta v. Brantow schien ihm gleich im ersten Augenblick ihrer Bekanntheit gleichfalls zu diesen Ausnahmen zu gehören.

Es tat ihm förmlich weh, sie jetzt so tief sinken zu sehen... „Denn darüber konnte er, je länger er sie beobachtete, nicht im Zweifel sein: Herr v. Kreuzen unterließ sich nicht für ihr wie ein schon fast deklarierter Bräutigam.“

Er gab sich keine Mühe, seine Verliebtheit zu verbergen, und Melitta schien dies ganz selbstverständlich zu finden.

Der Major, den Hempel nun zum erstenmal sah, strahlte, und strich sich alle Augenblicke seinen buschigen, grauen Schnurbart mit der zufriedenen Siegeremine eines Kämpfers, der seinen Willen durchgesetzt hat.

Frau v. Brantow allein schien nicht ganz auf der Höhe der allgemeinen Stimmung. Sie sah bloß und abgegriffen aus und blickte schweigend vor sich hin.

Und einmal schien es Hempel, als streife ihr Blick die Tochter in einem seltsamen Gemisch von Angst, Stolz und Unruhe.

Melitta verneigte es geradezu, zu ihm herüberzusehen... Schämte sie sich vielleicht doch?

Der Detektiv wurde aus seinem Grübeln aufgeschreckt durch die Wendung, welche das Gespräch jetzt neben ihm nahm.

Wie begrifflich, hatte man auch hier von dem Wort gesprochen, der die Gemüther der ganzen Stadt noch in Atem hielt.

Und einer der Herren brachte nun das Gespräch auf Eislers Mutter, die er ziemlich gut gekannt hatte, denn sie wohnte bis zu ihrem Tode in einem ihm gehörigen Hause.

Er bezeichnete sie als eine durch und durch anständige, wenn auch sehr einfache Frau, die mit zärtlicher Liebe an dem einzigen Sohne gehangen habe.

„Ein Glück, daß sie seinen Fall jetzt nicht mehr erlebt hat“, schloß der Herr. „Es hätte ihr das Herz gebrochen. Sie arbeitete Tag und Nacht, um ihn nur ja nichts von ihrer Not merken zu lassen. Und diese Not war, besonders in den letzten Jahren, wo sie schon kränkelte, so groß, daß die arme Frau besterhandelt war. Die letzten Stücke einer besseren Vergangenheit zu verkaufen. Ich erinnere mich noch gut, wie sie mir eines Tages weinend die Taschentücher ihres Vaters anstatt des Zinses brachte. „Es ist mein Liebling — und mein letztes, was ich habe“, sagte sie. „Wahrlich, das Jahr Pfennig für Pfennig dafür zurückgelegt, er wollte, daß ich sie nie aus den Händen gebe. Aber nun geht es ja wohl nicht mehr. Da möchte ich sie wenigstens bei Ihnen wissen, Herr Wilmzer.“

„Wie ich aus dem Alten erlaß“, sagte Dr. Wasmut, „war ihr Mann ein guter Schirmfabrikant in Wien und in guten Verhältnissen. Es ist sonderbar, daß sie so ganz herunterkam. Wilmzer ist etwas Näheres darüber.“

„Ja, sie erzählte mir einmal davon. Der Mann leitete Büroschäft für einen Freund, und da dieser nicht zahlen konnte, mußte Eisler für ihn zahlen. Das war sein Ruin. Er konnte nachher keinen Posten mehr finden und brachte sich mit kleinen Ausbilden kümmerlich fort. Die Frau vermietete Zimmer. Als Eisler einige Jahre später starb, überlebte sie mit dem Kinde hundert.“

„Merkwürdig, daß ihr die alte Rabl nicht besser unter die Arme griff! Sie hat doch ein recht anständiges Vermögen hinterlassen!“

„Das sie aber erst in den letzten zehn Jahren erwarb. Zu jener Zeit war sie selbst nichts als eine arme Kleiderverleiherin. Erst als sie zufällig ein paar Antiquitäten in die Hand bekam und mit großem Nutzen an Liebhaber weiterverkauft, wurde sie sich mehr diesem Gebiet zu und verdiente dabei viel. Sonst hätte sie ja auch Eislers Ausbildung nicht auf sich genommen.“

Hempel hatte aufmerksam zugehört.

Das Rätsel der todkranken Ohrgänge — er schätze sie auf mindestens 8-10,000 Kronen — wurde dadurch nur verworrenere.

Wenn beide Frauen so arm waren, daß die Eisler sich sogar schwarzen Pergens von dem letzten Andenken ihres Vaters trennte, warum dachte sie nicht daran, die sicher von viel entfernteren Vorfahren stammenden Ohrgänge zu verkaufen?

Es wurde Mitternacht, ehe man an Aufbruch dachte. Fast zu gleicher Zeit brach auch die andere Gesellschaft auf und bestieg ein sehr elegantes Automobil — offenbar Herrn v. Kreuzen gehörend — das sie in wenigen Sekunden den Blicken der Herren entzog.

Melitta hatte dicht an Hempel und Wasmut vorüber müssen, hielt aber den Kopf hartnäckig nach der entgegengesetzten Seite gerichtet.

Wahrscheinlich wollte sie einen Gruß vermeiden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wert des im verflochtenen Jahr in dieses Land eingeführten Kaffees und des Gummis war derselbe, nämlich je \$100,000,000.

Der Handel der Ver. Staaten mit ihren außerhalb des Festlandes liegenden Besitzungen bewertete sich im Jahre 1912 auf \$250,000,000.

Einig und jetzt.

Wie der Bewohner der deutschen Reichshauptstadt Elberfeld feiert.

Die letzte Nacht eines Jahres sollte im Grunde den Menschen nachdenklich stimmen und ihn veranlassen, gleichsam eine Schlußrechnung aufzustellen und zu erwägen, wieviel von seinen Plänen und Entwürfen erfüllt wurden, wieviel zerfallen und scheiterten. Woraus sich dann folgern ließe, wieviel von neuentstandenen Wünschen das bevorstehende Jahr zur Verwirklichung bringen wird. Und in der Tat gibt es ja einige Silvesterbräute, denen der Gedanke zugrunde liegt, der Zukunft ein wenig in die Karten zu schauen, ein Zipselchen vom Schicksal ihres geheimnisvollen Antlitzes zu lüften. Früher gab es in Berlin, so glaubt ein Korrespondent, kaum eine Familie, wo man sich nicht am Silvesterabend mit Bleigießen beschäftigte. Aus den Formen, die das Blei im Wasser annahm, ließ sich allerdings vermuten und weisagen, was zu Spähen und Scherzen reichlich Ursache lieferte, namentlich, wenn junge Mädchen im Hause waren, die vom nächsten Jahre die Begründung eines eigenen Hausstandes erhofften. Dazu oft man gefüllte Pfannuchen und fröhlich dampfenden Grog, Punsch und Pfannuchen sind noch geblieben, auf das Bleigießen jedoch steht die Jugend von heute im Vollgefühl ihrer Aufklärung mittellos herab.

Das jetzige Berlin feiert Silvester überhaupt nicht im Hause, sondern im Restaurant. Alle Weintuben, die Säle der großen, palastartigen Gasthöfe sind längst ausverkauft. Dort saß man sich um 8 Uhr, feierlich angezogen, zu einem üppigen Supper nieder. Die Speisekarte ist aufgeschoben; es wird nur eine einzige Mahlzeit zu festem Preise geliefert. Da der Berliner jedoch zu der Menschenart gehört, die von ihrem Gelde etwas haben will, so muß ihm das Beste vom Besten vorgelegt werden. Kustern eröffnen die Reihe der Ereignisse, Schildkrötenuppe schließt sich ihnen an, und Hummer a la Bantabit darf, als dritter Punkt des Programms, unter keinen Umständen fehlen. So geht es dann fort, über Parfait von Gänseleber, getriebene Woularde und Stangenspagel bis zur Eisbombe und warmen Käsestangen. Feierlicher Ernst liegt auf den Zügen. So kostbare und seltene Gerichte müssen mit Verstand genossen werden. Pflösch aber verflücht das elektrische Licht als netzlicher Hinweis, daß die Mitternachtsstunde geschlagen, das neue Jahr begonnen hat.

Und nun kommt auf einmal Leben in die guten Leuten, die so feierlich und würdevoll dasagen. Man taucht in guten Verhältnissen. Es ist sonderbar, daß sie so ganz herunterkam. Wilmzer ist etwas Näheres darüber.“

„Ja, sie erzählte mir einmal davon. Der Mann leitete Büroschäft für einen Freund, und da dieser nicht zahlen konnte, mußte Eisler für ihn zahlen. Das war sein Ruin. Er konnte nachher keinen Posten mehr finden und brachte sich mit kleinen Ausbilden kümmerlich fort. Die Frau vermietete Zimmer. Als Eisler einige Jahre später starb, überlebte sie mit dem Kinde hundert.“

„Merkwürdig, daß ihr die alte Rabl nicht besser unter die Arme griff! Sie hat doch ein recht anständiges Vermögen hinterlassen!“

„Das sie aber erst in den letzten zehn Jahren erwarb. Zu jener Zeit war sie selbst nichts als eine arme Kleiderverleiherin. Erst als sie zufällig ein paar Antiquitäten in die Hand bekam und mit großem Nutzen an Liebhaber weiterverkauft, wurde sie sich mehr diesem Gebiet zu und verdiente dabei viel. Sonst hätte sie ja auch Eislers Ausbildung nicht auf sich genommen.“

Hempel hatte aufmerksam zugehört.

Das Rätsel der todkranken Ohrgänge — er schätze sie auf mindestens 8-10,000 Kronen — wurde dadurch nur verworrenere.

Wenn beide Frauen so arm waren, daß die Eisler sich sogar schwarzen Pergens von dem letzten Andenken ihres Vaters trennte, warum dachte sie nicht daran, die sicher von viel entfernteren Vorfahren stammenden Ohrgänge zu verkaufen?

Es wurde Mitternacht, ehe man an Aufbruch dachte. Fast zu gleicher Zeit brach auch die andere Gesellschaft auf und bestieg ein sehr elegantes Automobil — offenbar Herrn v. Kreuzen gehörend — das sie in wenigen Sekunden den Blicken der Herren entzog.

Melitta hatte dicht an Hempel und Wasmut vorüber müssen, hielt aber den Kopf hartnäckig nach der entgegengesetzten Seite gerichtet.

Wahrscheinlich wollte sie einen Gruß vermeiden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wert des im verflochtenen Jahr in dieses Land eingeführten Kaffees und des Gummis war derselbe, nämlich je \$100,000,000.

Der Handel der Ver. Staaten mit ihren außerhalb des Festlandes liegenden Besitzungen bewertete sich im Jahre 1912 auf \$250,000,000.

Yorks befreiende Tat.

Erinnerung an eine beiführende Begebenheit vor 100 Jahren.

Wohl kein Ereignis hat in den Jahrzehnten vor hundert Jahren die Gemüther so aufzurüttelt vermocht, wie Yorks Abfall: Auf der einen Seite herrschte über ein rasches und mutiges Handeln eitel Freude und Jubel, auf der anderen Seite dagegen tiefer Groll und Bitterkeit. Bekanntlich wurde der König von Preußen am 24. Februar 1812 verpflichtet, dem Kaiser Napoleon ein Hilfsheer von 20,000 Mann gegen Rußland zu stellen. Der Oberbefehl darüber wurde anfänglich dem General von Grandvoort übertragen; als dieser aber krankheitsbedingt vom Kriegsschauplatz abtreten mußte, trat am 11. August auf Empfehlung von Schwarzhorn York an seine Stelle. Dieser Mann schien Alexander, dem Kaiser von Rußland, wie geschaffen, um seine von vornherein gehegte Absicht, die Preußen für sich zu gewinnen, in die Wirklichkeit umzusetzen. Sogleich beauftragte er seinen General Esen, den Gouverneur von Wiga, sich mit York in Verbindung zu setzen, und es fand auch bald nach der Schlacht bei Borodino zwischen beiden eine geheime Unterredung statt, die aber zu keinerlei Ergebnis führte. Noch einmal, nach dem Abzug der Franzosen aus Moskau, wandte sich Esen auf York und forderte ihn auf, „durch einen tüchtigen Entschluß zum Vetter seines Vaterlandes, ja vielleicht des ganzen Deutschland zu werden.“ York schloß sich ihm und her: gelang es, so konnte er das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, dem Vaterland einen unbezahlbaren Dienst erwiesen zu haben; gelang es nicht, so hatte er einmal seinen Kopf verreckt; die Konsequenzen aber, die seine Handlungsweise nach sich ziehen mußte, waren vorläufig gar nicht zu übersehen. So, in der zu nichts führenden Pendelei Yorks zwischen Recht und Pflicht, setzte der Nachfolger Esens, Paulucci, die Bemühungen des ersten, ihn zum Abfall zu bewegen, weiter fort. York setzte nunmehr den königlichen Hof von dem Vorhaben der Ruffen in Kenntnis und schickte mit eingehenden Informationen erst den Hauptmann v. Schad, dann den Grafen Brandenburg und endlich den Major von Seydlitz nach Berlin. Seine Bitte an den König, ihn bestimmte Befehle über sein Verhalten vorzuschreiben, blieb jedoch unerfüllt. Yorks Korps war gezwungen, sich am 20. Dezember in Bewegung zu setzen. Am 24. mußte er plötzlich haltmachen, da russische Reiterei und Artillerie unter Führung des Generals Diebitz die Straße von Kollinaria besetzt hielten. Dieser ließ York um eine Unterredung bitten, schilderte ihm die gänzliche Vernichtung der französischen Armee und stellte ihm anheim, auf einen Neutralitätsvertrag einzugehen.

Nunmehr sah York den Entschluß, von Napoleon abzufallen und mit Rußland gegen ihn zu kämpfen. Am 27. schickte er den Grafen Bentzel von Donnermarkt nach Berlin, durch den er dem König in einem Schreiben die Sachlage mitteilen ließ. Es war auch die höchste Zeit zu handeln, denn am 25. — einen Tag später, nachdem v. Donnermarkt die Reise nach Berlin angetreten hatte — erlag er aus Breiten, die MacDonald an Murat gerichtet hatte, die von den Kosaken abgefangen wurden, daß seine Verhandlungen mit Rußland im französischen Lager nicht unbetanzt geblieben waren, und daß man seine sowie die Gefangennahme der gleichgesinnten Offiziere seines Korps beschlossen hatte. Nun gab es kein Zurück mehr, nur rasches Handeln konnte jetzt noch alles gutmachen. Er ließ sofort Clausewitz rufen und sagte zu ihm: „Ich folge Euch. Sagt dem General Diebitz, daß ich ihn morgen auf der Wähe zu Polsheren sprechen möchte, und daß ich jetzt sei entschlossen bin, mich von den Franzosen und ihrer Sache zu trennen.“

Hierauf versammelte der General seine Offiziere, teilte ihnen seinen Entschluß mit und stellte es ihnen frei, entweder mit ihm zu gehen, oder zurückzubleiben. Alle waren für seinen Plan begeistert, nicht ein einziger wollte den geliebten Feldherrn jetzt verlassen. Am folgenden Morgen (am 30. Dezember) fand die folgenschwere Zusammenkunft auf der Poshener Wähe zwischen York und Diebitz statt. Dort wurde jener Waffenstillstand abgeschlossen, der York verpflichtete, mit seinem Korps das für neutral erklärte Gebiet zwischen Nemel, Rißi und dem Haff zu beziehen und, falls der König das Zusammengehen mit den Franzosen befähle, bis zum 1. März auf keinen Fall gegen die Ruffen zu kämpfen.

So war General York der erste, der durch seine mutige, unerschrockene Handlungsweise den Anstoß zu Preußens Erhebung und Befreiung gegeben hat.

Zum Wägen wird das chemische unreine und dabei teure: Sieben, das dem chemisch reinen Steinsalz vorgezogen.

— Spitzer. Wer Verse macht, die angehen, ist deshalb noch lange kein angehender Dichter.

Lezue Viece.

Eine Hochzeit in Stockholm mit romantischer Vorgeschichte.

In Stockholm fand dieser Tage die Hochzeit eines Paares statt, an der beinahe die ganze Stadt lebhaften Anteil nahm. Baron Axel von Tarsas, der letzte Sprosse eines der ältesten schwedischen Adelsgeschlechter, führte ein Fräulein Hella Gyllström zum Altar.

Diese Eheschließung hat eine höchst romantische Vorgeschichte, durch sie wird eine Brautzeit beendet, die drei volle Jahrzehnte gedauert hat. Anfang der achtziger Jahre gehörte Fräulein Gyllström zu den gefeiertesten Bühnenschönheiten Stockholms. Baron Axel von Tarsas, damals ein junger Offizier, galt als einer der elegantesten und reichsten Kavaliere der schwedischen Hauptstadt. Der Baron trat zu Fräulein Gyllström in zarte Beziehungen; das anfänglich nur lockere Band, das die beiden verknüpfte, wurde dann immer fester und Herr von Tarsas fühlte allmählich eine tiefe Neigung zu seiner Freundin erwachen. Eines Tages, gelegentlich eines gemeinsamen Ausritzes, als das Pferd des Barons scheiterte, rettete Fräulein Gyllström ihrem Galan durch ihre Geistesgegenwart und Kühnheit das Leben. Aus Dankbarkeit beschloß Axel, seiner Ketterin die Hand für das Leben zu reichen. Er fand aber unerwartet heftigen Widerstand bei seinen Eltern, die in die geplante Heirat unter keinen Umständen willigen wollten und der Braut ihres Sohnes sogar das Haus verboten. Hella Gyllström, durch die Zurückweisung aus tiefster Seele, war zwei Tage darauf aus Stockholm spurlos verschwunden. Der junge Baron aber konnte sie nicht vergeffen und wurde mit der Zeit vor Schmerz über ihren Verlust trübfinnig.

Sechs Jahre später starben kurz hintereinander die Eltern des Barons, und Axel sah den Entschluß, die Auserwählte seines Herzens zu suchen. Von Stadt zu Stadt führte ihn der Weg, nirgends war Hella Gyllström zu entdecken. Axel von Tarsas brachte in Erfahrung, daß sie Europa längst verlassen hätte und unter angenommenen Namen jenseits des Ozeans aufträte. Er bereiste der Reihe nach alle Weltteile, immer hoffend, die Geliebte eines Tages auffinden zu können. Endlich war sein rastloses Bemühen von Erfolg gekrönt: eines Tages erkannte der Baron im Theater in Melbourne in Australien die Gesuchte. Sie wollte anfänglich vor seinen neuen Bewerbungen nichts wissen und erklärte, mit der Vergangenheit endgültig abgeschlossen zu haben. Allein durch seine Beharrlichkeit gerührt, gab sie dann doch ihr Jawort, so daß nach dreißigjähriger Wartezeit nun endlich die Hochzeit des Brautpaares, dessen Haare längst schon ergraut waren, stattfinden konnte.

Neuer Rekord.

Der Höhenflug des Luftfahrers Garros in Tunis.

Ueber Garros legten Höhenflug wird aus Tunis berichtet: Bei seinem dritten Versuch eroberte kürzlich der Ritter Garros mit 5801 Meter der Höhenrekord; er war zu diesem Zweck nach Tunis gekommen, in der Hoffnung, daß er bei der milden Temperatur das schwere Ziel, nach dem er strebte, erreichen würde. Gegen mittig versammelte Garros, ermuntert durch ein prächtiges Wetter, einen Himmel von wunderbarer Klarheit, eine strahlende und warme Sonne, die Mitglieder des Komitees, das seinen Versuch patronierte, und besagte sich in den Hippodrom Kasarsaid, der in einen Aerodrom verwandelt worden war. Unter der Leitung der Mitglieder des Komitees und der Vertreter der Presse schritt man rasch zur Verfertigung des Barographen. Um 12 Uhr 10 Min. steigt Garros in prächtigem Flug in die Höhe. Sieben Minuten später war er trotz der Klarheit und Durchsichtigkeit der Atmosphäre den Widen verschwunden und selbst mit den besten Ferngläsern nicht mehr zu entdecken. Nun begann das Warten, wobei Hoffnung und Angst ständig wechselten.

Je länger die Abwesenheit des tüchtigen Piloten dauert, desto größer wird die Angst, zumal da sogar seine Leute ernstlich unruhig wurden. Eine Stunde war seit dem Beginn des Aufstieges veronnen, und man sah den unerschrockenen Flieger noch immer nicht wieder auftauchen. Endlich, um 1 Uhr 15 Min., kommt der Monoplan im Schwefelzug aus den Wolken hervor. Ein Seufzer der Erleichterung weitet jede Brust, und man flücht zur Landungsstelle. In dem Augenblick, wo der Flugapparat wieder den Boden berührt, ist es 1 Uhr 20 Min. „Ich bin bis zu 5801 Meter gelangt“, ruft Garros freudig.

„Ich habe wieder meinen Rekord“, er behauptet, „und ich habe ihn schon, mußte sich ihn aber von Legation neu erlösen. Die genaue Untersuchung des Barographen zeigt, daß die angegebene Höhe tatsächlich erreicht worden ist. Der Apparat mit seinen unverfälschten Nachsiegeln wurde sofort nach Paris geschickt. Während man ihn umringt und be-

Unsere Schnittmuster - Oeferte



9471. Eine einfache, leicht herzustellende Schürze für das kleine Mädchen.

Das Muster eignet sich ganz besonders für Bezugs, Lamm, Zinnober und Gingham. Es ist favorisiert und einfach. Das Muster kommt in 4 Größen: 6, 8, 10 und 12 Jahren. Es benötigt 1 1/2 yards 3/4 zölligen Stoff für die 8-jährige Größe.

Preis des Musters 10 Cents.

Bestellungs-Anweisungen: Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einzahlung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

„Neuer Herbst- und Winter-Katalog mit allen neuesten Moden jetzt fertig. Jeder Katerin der „Omaha Tribune“ für 10 Cents zugewandt.“

PATTERN DEPARTMENT OMAHA TRIBUNE, 1311 Goward St.

Form for requesting patterns, including fields for name, address, and coupon number.

Englischer Kindermund.

In einer Plauderei in einer englischen Zeitschrift verfaßt sich J. C. Wright mit Kinderhumor und teilt die folgenden hübschen Beispiele mit: Did erzählt seinem Freunde Tommy, daß seine Mutter einen neuen handgemalten Fächer bekommen habe. Pah! meint Tommy darauf verächtlich, das ist gar nichts, das ist unter ganzer Jaun auch. — Mama, sagt ein kleiner Junge, der vom Spaziergang nach Hause kommt, wie habe ich den Mann gesehen, der die Pferde macht. Wirklich? fragt die Mutter. Aber gewiß! entgegnet er eifrig. Er hatte gerade eins fertig, als ich ihn sah; er nagelte ihm nur noch die Hinterfüße an. — Ein Lehrer, der eifrig bestrebt ist, in seinen Jungen den Patriotismus zu erwecken, fragt einen Schüler: Was denkst du wohl, wenn du den Union Jack hoch über ein Schlachtfeld wehen siehst? Pah! denkt, daß es windig ist, erwiderte der Junge. — Bobby sagte sein Abendgebet sehr leise. Ich kann dich ja nicht hören, mein Liebling, meinte die Mutter. Ich sprach ja auch nicht zu dir, entgegnete Bobby prompt.

Der Fabrikbesitzer. — Architekt: Sie wünschen, daß ich Ihnen einen Plan für eine Fabrikanlage mache? Kaufmann: Nein, Sie haben mich falsch verstanden, Herr Architekt! Einen Plan wünsche ich nicht, sondern nur ein Bildchen, welches eine große Fabrik darstellt — für meine Briefbogen nämlich!

Der Wert des im Jahre 1912 in die Ver. Staaten eingeführten Kaffees betrug \$118,000,000, gegen \$32,000,000 im Jahre 1900.